Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 51

Artikel: Vo zweune Aschter

Autor: Balmer, Emil

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646985

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

rinnen steht die Liebe, nicht daß wir Gott geliebt haben, sondern daß er uns geliebt und seinen Sohn gesandt hat". Das wahre Weihnachtsfeiern ist immer ein Hinnehmen der göttlichen Liebe, die zu uns gekommen und uns ergreifend kundgetan, daß Liebe Hingabe, Entäußerung, Opfer ist. Aber nur der hat Weihnacht begriffen und recht gefeiert, der nun, von der ewigen Liebe selbst gelehrt, selbst in die Wege der Hingabe tritt, bereit ist, auch seinerseits sich herniederzuneigen und Wege dienender Demut zu schreiten. Drum wird auf jeder wahren Weihnachtsfeier bei allem heiligen und hellen Glück doch auch immer die Weihe eines tiefen Ernstes ruhen. Nicht umsonst heißt sie die heilige Nacht.

In diesen Weihnachtstagen wird ringsumher wieder das gewaltige Weihnachtslied gesungen, dem unser schweizerischer Tönemeister Hans Georg Nägeli seine majestätische Schönheit gegeben. In diesem Liede steht ein Vers, der vielleicht am wenigsten gesungen wird, und der doch von besonderem Reichtum ist:

„Er heiligt seine Brüder und stärkt sie wunderbar,
er bringt die Unschuld wieder, die längst verloren war,
der Tugend Bahn zu wallen, macht er sein Volk geschickt,
daß Gott mit Wohlgefallen auf unsere Erde blickt."

Das ist Erkenntnis des tiefen Sinns und Ziels der wahren Weihnachtsgabe, des Kommens Christi. Er ist in die Welt hineingetreten, um Menschen aus der Welt herauszuretten, Menschen, die sich nicht in den Taumel des Irdischen hineinzwingen lassen. Er nimmt sie mit hinein in seine Lebensrichtung und -bewegung. Er löst sie aus Bindungen und Verstrickungen, nicht um eine abgesonderte Eliteschar zu bilden, sondern um sie gereinigt und gottgeeinigt der Welt zurückzugeben, zum Ueberwinden, nicht zum Ueberwundenwerden, Menschen, die es wagen, anders zu sein als die übrigen; denn nur das Andersseln rettet, am Gleichsein und Gleichseinwollen, an den Kompromissen und Konzessionen ist die Welt zu Tod erkrankt. Er stärkt sie: denn dieses Kind von Bethlehem ist zum Inbegriff der Stärke geworden, zum Träger höchster Kraft. Er schafft das Wunder, daß schwache Menschen sagen können: wenn ich schwach bin, so bin ich stark; in der Schwachheit vollendet sich die Kraft. Und dieser Starke „bringt die Unschuld wieder, die längst verloren war." Sein lichtklares, grundreines Wesen ist wie der tiefe, reine See, in dem die Menschheit ihr getrübtes Bild und Wesen schaut, der aber zugleich die Schuld in seine verschwiegene, stille Tiefe aufnimmt. Drum läßt Lenau seinen Savonarola in seiner Weihnachtspredigt sagen:

Und wenn du nachts am Waldesquelle dein sinnend Haupt wehmütig senkst
und bei der klaren Silberwelle an deinen trüben Wandel denkst,
Was kann die Trauer dir bezwingen im stillen Wald, am Quell, so klar?
Was hörst du aus den Wassern singen für Lieder, tröstend wunderbar?
Was hat den Balsam deiner Wunde und deinem Schmerze Ruh gebracht?
Es ist die süße Friedenskunde aus einer längstvergangnen Nacht.

Aber der, der in dieser längstvergangnen Nacht gekommen ist, läßt einen Unschuldszustand nicht nur für den Einzelnen, auch für die gesamte Menschheit hoffen. Er weist voraus in eine Zeit, da Gott wieder „mit Wohlgefallen auf seine Erde blickt". Durch ihn werden wir Wartende, Hoffende.

Wer die Gabe und die Verheißung dieser heiligen Nacht, der Weihenacht, mit seiner Seele ergriffen hat, der hat die Weihe für sein Leben empfangen. Wie manche Weihenacht wird gefeiert, die Herz und Wesen weihelos läßt. Aber gerade nach Weihe des Wesens verlangen wir. Vor hundert Jahren nannte man es Menschenwürde, was man als Adel und Erziehungsziel ersehnte, aber es war doch im Grunde noch eine verfeinerte Blüte der Ichkultur, was damit erstrebt und erreicht war. Dann nannte man es Persönlichkeit; aber es lag auch in diesem Persönlichkeitskultus noch viel gefährliches Beharren auf unerlöstem Wesen. Laßt uns aus heiliger Weihenacht das Wort Weihe erfassen und festhalten. Haben nicht alle, die sich vor seiner Krippe gebeugt, eine ganz neue Weihe ihres Wesens, ihres Willens, ihres Standes, ihres Berufes erlebt? Einst haben als Erste stille Hirten von Judäa vor ihm gekniet, als hätten sie gewußt, daß er einst ihren Hirtenberuf in einzigartiger Weise weihen würde. Und er hat ihn mit höchstem Adel gekrönt, als er sein Leben hingab für seine Herde. Es haben Weise ihm gehuldigt, weil sie gewußt, daß er die Weisheit im höchsten Sinne adeln werde. Die fromme Legende nennt sie Könige, die ihm von ferne ihre Geschenke gebracht, und es kam die Zeit, da er den Königsberuf mit höchster Weihe krönte, als er sein stilles Königtum des Dienens begann. Er weiht noch jetzt jeden Stand und Beruf mit einziger Weihe. Er schenkt dem Künstler reinste Inspirationen, weist dem Erzieher edelstes Erziehungsziel, er taucht des Arbeiters schlichtes Werk in Ewigkeitsbedeutung, er, dessen Hände selbst das Werkzeug trugen. Er weiht des Arztes ernsten Beruf mit der tiefsten Erkenntnis alles wahren Helfens: „fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen". Er weiht das Wirken des Dieners der Rechte; denn er will, wie die Schrift vom Messias sagt, „das Recht wahrhaftiglich halten lehren". Er tritt vor den Forscher alter und neuer Sprache, der den innerlichsten Klang und Ton überhören will, mit der großen, dringlichen Lebensfrage: „Warum versteht ihr meine Sprache nicht?" und läßt den Jünger der Gottesgelehrtheit spüren, daß in ihm alle Verheißungen ja und amen geworden sind.

So weiht er unser Wesen und Wirken. Nicht „Eingeweihte" sollen wir werden, wie es jetzt viele wieder werden wollen, nicht Eingeweihte mit tausend Geheimnissen, die man ängstlich vor den andern verbergen muß, nein, aber Geweihte mit einem einzigen Geheimnis, das aber genügt zum Leben und zum Streben und von dem die Bibel sagt: Kündlich groß ist das gottselige Geheimnis: Gott ist geoffenbart im Fleisch, gerechtfertigt im Geist, erschienen den Engeln, gepredigt den Heiden, geglaubt von der Welt, aufgenommen in die Herrlichkeit.

Weihnachtshoffnung.

Wer horcht nicht bang in dieser Zeit?
In dunklen Weltgewittern grollt
Und flammt der unglückselige Streit
Um Brot und Freiheit, Macht und Gold.

Die Hoffnung bleibt: Es wird einmal
Die letzte Selbstsucht von uns geh'n,
Und unter'm Weihnachtskerzenstrahl
Wird jedes Herz in Blüte steh'n!

H. Thurow.

Vo zweune Aschter.

Von Emil Balmer, Bärn.

Vor der Stadt uße, inere alte Chüsgruebe inne sy usemene Ghüderhuufe zweu halbverblüeiti Aschter gläge, es wyßes un es rots. Halb dür u lümpelig sy ne d'Bletter abeghanget, aber mi het doch gseh, daß es einisch prächtig schöni Blueme müeße gsi sy.

„O, jere, jere, mueß i jetz scho stärbe!" jammeret ds roten Aschter. Ds andere, wo e Bitz dervo ewägg glägen isch, ghörts u luegt ume: „Wo bisch du ufgwachse, du chunnsch mer eso b'chönnig vor," seits zum rote.

„E, vomene große, schöne Garte dert am Bärg äne chumen i, mi seit ihm ds Paradisli.“

L. Bechstein: Weihnachtskantate.

„Das han i doch grad dänkt“, seit ds wyße, „i chume ja o vo dert; es het mi doch de no düecht, mir sygi der vorder Zyschtig zsäme i d'Stadt gfahre. Uesi Frou het is z'Märit gfüehrt uf e Parlamäntsplatz. Daß mir jetz da grad wider müesse zsäme cho, jetz bricht, wi isch es der gange!“ — — Ds rot Aschter het sys Chöpfli müehsam ufgha u sech wider e chlei bchymt u afa rede: „Also, chuum sy mer uf em Märit gsi, chunnt e Händler u chouft mi. Du bin i ine große, prächtige Laden yne cho, wi-n-i no myr Läbtig kene gseh ha; dert het me mi zwäg gmacht, e Draht um my Lyb ume trädelet u mi mit emene Huufe andere Schwöschtere in es wunderbars großes Vase ygstellt. Zmitts i anderne schöne Blueme inne bin i du gsi. U Tusigi u Tusigi vo Mönsche sy a mer verby u di meischte hei mi fründlig agluegt u aglächlet u bewunderet. „Ah, wi nätt, lue wi schön, ach wi wundervoll.“ So isch das di ganzi Zyt gange. Das het mer de wohl ta, i cha nid säge wie, u i ha mi afa uflah u meine. — „Eh, we d'doch sövel schön bisch gsi, warum het di de niemer ghouft,“ pängglet jetz ds wyße derzwüsche. — „I bi halt vil z'tüür gsi, es het mi niemer vermöge z'choufe u drum han i dörfe wyter glänze i däne prächtige Spiegle. Em Abe sy mer de alli rot u grüen belüüchtet worde, alls isch vor is zueche still gstanne u het is agstuunet — Oh, wi isch das albe schön gsi — gwüß, gwüß chan es im Himel obe nid schöner sy, nei gwüß nid — — — —“.

„Jä nu,“ het jetz ds wyße agfange, „da han i de richtig scho weniger z'rüehme. Es het mi lang niemer wölle am sälbe Zyschtig uf em Märit, es het gwüß scho zwölfi glütet am Münschter unne, wo äntlige e Frou cho isch mit eme bleiche u chummervolle Gsicht u verpläärete Auge u si myner erbarmet het. I ha gseh, daß si mit Müeh ds Gäld zsämebracht het für mi z'erhandle. — Si het mi heitreit in es armsäligs Stübeli vomene Hinderhuus, wo nie kei Sunne het häre gschine. Si het mi ine chachelgschirrige Hafe ta u mi vor ds Bettli vo ihrem chrankne Chindli gstellt. Di ganzi Nacht hei mer zsäme gwachet, di armi Frau un i, bi däm totchrankne Chindli u hei zum liebe Gott bättet, är möcht doch das zarte Läbe u der Mueter di einzigi Freud nid la stärbe. U zu allem Wache u Bätte het di gueti Frau no gschaffet, het gnäit so sträng si het möge, aber mängisch het si's nid meh gseh z'schaffe, wil ere d'Auge voll Träne sy gsi. Lang, lang het mi ds Chindli mit fieberige Auge agluegt un äntlige, äntlige het es drab chönne yschlafe. U wo's am Morge wider erwachet, isch es grettet gsi. I bi nid vom Bett ewägg cho. Di gueti Frau het mi pflegt u bsorget grad wi ihres chrankne Chinn u si hei beidi zsäme e grüsligi, grüsligi Freud gha a mer. „Lue,“ fahrt ds Wyße ganz ergelschteret wyter, „i ha nid viel gseh i mym Läbe, das nid, aber däne Lüt wo mi hei gha, däne bin i öppis gsi, däne han i öppis bedütet. — Si hei's nume zguet mit mer gmeint, si hei mer z'warm gha u drum bin i chrank worde. Aber i ha gseh, wi-n-es di armi Frau het duuret, wo si mi het ewägg gleit.“ — „I hätt nid wölle mit der tuusche,“ seits rote Aschter spitz u laht syner glehmte Blettli no einisch im chalte Luft ume wirble. — „Ömel i bi mer zfride,“ fahrt ds andere wyter, „jetz sy mer ömel am glychen Ort gläntet, we d'scho so vil schöner bisch gsi weder i u so schuderhaft bisch bewunderet worde.“ — — — „Ja, ja, aber weisch, we du wüßtisch, wi das schön isch gsi — oh, wenn i nume no en einzige Tag zrugg chönnt i di Pracht.“ Druf het ds rote afa weebere.

„Bisch jetz still, mir wei lieber bätte,“ seits ds wyße, leit syner schmale Blettli lysli zsäme u empfiehlt sy Seel em liebe Gott. — — Ds rote het no e Chehr gjammeret — äntlig wirds o still. Si sy beidi ygschlafe für nimmen z'erwache. — Da chunnt e Ma mit ere Bänne Schutt u schüttet di zweu Aschter zue.....

Rudolf Trabold.

In der Fremde ist der Schweiz ein echter, warmblütiger Heimatdichter erstanden. Wir hätten diese Tatsache eigentlich längst schon vermelden sollen. Im Jahre 1911 erschien bei A. Francke in Bern Rudolf Trabolds Roman „Zwei Dächer“. Es gab da bei allen Freunden der Heimatkunst ein erstauntes und freudiges Aufhorchen. Das Buch sah fast aus wie ein Programm: Heimatschutz übertragen auf das Gebiet der schönen Literatur, aber nicht nur im Stoff, sondern auch in der Darstellung. Die beiden Dächer: das auf dem währschaften altbernischen Bauernhaus in der Fröschegg und das verdrückte auf der modischen Villa in der Stadt, werden dem Dichter zu Symbolen einer bodenständigen und darum echten und achtenswerten und einer unechten, dem